

In Amt und Würden



„Ich, Prof. Dr. Michael Hoch, gelobe als künftiger Rektor der Rheinischen-Friedrich-Wilhelms-Universität vor dieser öffentlichen Veranstaltung der gesamten Universität sowie ihrer Freunde und Freunde und Förderer feierlich und schwöre gemäß der Eidesformel, dass ich die Rechte und Privilegien dieser Universität als oberster Hüter sowohl der Freiheit als auch der Grundordnung der Universität mit Entschlossenheit und Umsicht verteidigen werde, dass ich bei der Wahrnehmung der akademischen Angelegenheiten das wahre Interesse der Lehrenden, und der Mitarbeiter gerecht und unparteiisch schützen werde und dass ich für die Pflege und Förderung der Wissenschaften in den sieben Fakultäten mit Gerechtigkeit sorgen werde. So wahr mir Gott helfe.“

Diesen Amtseid nahm Prof. Dr. Jürgen Fohrmann, der scheidende Rektor unserer Universität, seinem Nachfolger Prof. Dr. Michael Hoch auf der offiziellen Amtsübergabe am 30. April diesen Jahres ab. Dabei übergab er ihm die goldene Halskette, welche seit 1853 als Amtsinsignie des Rektors dient.

Nach sechs Jahren im Rektorat hat sich Prof. Dr. Fohrmann nicht für eine weitere Kandidatur als Rektor entschieden, sondern für eine Rückkehr in die Wissenschaft. Seinem Nachfolger sowie der gesamten Universität

wünscht er „viel Glück“. Neben Reden des alten und des neuen Rektors waren zu diesem Anlass auch Reden von Prof. Dr. Dieter Engels (Vorsitzender des Hochschulrats), Dr. Reinhard Lutz (Kanzler der Universität Bonn), Jürgen Nimptsch (Oberbürgermeister der Stadt Bonn) und Dr. des. Grischka Grauert (Promovend von Prof. Fohrmann) zu hören. Für die musikalische Untermalung sorgte der Jazzchor der Universität Bonn (im Bild).

Während im Arkadenhof die studentische Initiative „SparUni Bonn - spart sich deine Bildung“ bereits auf die finanziell sehr angespannte Situation und die Einsparungen hinwies, ging es in der Aula festlich zu - unter anderem bedankte sich der Bonner Oberbürgermeister bei Prof. Dr. Jürgen Fohrmann für die gute Zusammenarbeit und die Verdienste für den Standort Bonn.

Es wird keine leichte Amtszeit, in die unter anderem auch das 200jährige Jubiläum (2018) der Universität fällt. Unter den von ihm selbst in seiner Rede genannten Herausforderungen war neben Themen wie „Campusmodernisierung und Räumliche Strukturentwicklung an der Universität“, „Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft“ oder „Fokussierung auf strategische nationale und internationale Partnerschaften“ eben auch „Bewältigung der Unterfinanzierung und des strukturellen

Anwesenheitspflicht

Da gibts doch was von Paula Zeiler! Tipps und Tricks für findige Profs.

Seite 4

Tibetologie

Mike Kerpers kletterte aufs Dach der Welt für ein Interview mit dem letzten Bonner Professor.

Seite 6

Money, money, money

Unser Erklärbar Julian Görlitz führt aus, wie sich die Uni finanziert - und wie nicht.

Seite 8

Nr. 734 - 12. Mai 2015

Defizits“. Zwar ging Prof. Dr. Michael Hoch an dieser Stelle nicht weiter auf den Punkt ein, zählte an früherer Stelle jedoch seine Erfahrung in der Einwerbung von Drittmitteln zu seinen Stärken, die er in das Amt des Rektors einbringen kann. „Jede dritte bis vierte Wissenschaftlerstelle ist inzwischen drittmittelfinanziert“ zählte bereits sein Amtsvorgänger in seiner Rede zu seinen Erfolgen, die Drittmittelinwerbungen seien um 50% gesteigert worden.

Am Montag vor der offiziellen Amtsübergabe erfolgte im kleineren Rahmen des FAZ-Cafés die „literarische

Verabschiedung des Rektors Prof. Dr. Jürgen Fohrmann“. Bei dem kleinen Live-Hörspiel aus der Feder von Anja Stadler (2.v.l.) trug die Autorin gemeinsam mit Hendrik Richter Franz Kafkas Erzählung „Der Bau“ vor – verwoben mit persönlich-kafkaesken Erfahrungen des „Rektors Jürgen F.“, der sich in seinem Rektoratsbüro zunächst eingeschlossen fühlt. Musikalisch mit Kontrabass, Saxofon, Glockenspiel, und Triangel untermalt wurde der Abend von Thomas Heck (2.v.r.) und Florian Rynkowski. Am Ende rettete der blasse Kafka Jürgen F. mit einem Ballon.

„Es gibt schon Leute, wo man sich fragt, was die umtreibt“ sagt Prof. Dr. Fohrmann im anschließend lockeren Gespräch, während er von Leuten berichtet, die ihm Raketenendstufen und neuartige Waschmaschinen schmackhaft machen wollten. Ihm selbst falle der Abschied aus persönlicher Sicht leicht, auch wenn er das Büro und seine Mitarbeiter vermissen werde, „die ewigen Sitzungen und Vermittlertätigkeiten“ jedoch „eher nicht“. Auf die Germanistik und die Forschung freue er sich jedoch sehr.

Ronny Bittner

Fotos: Samuel. F. Johanns



Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann, Ronny Bittner,
Philipp Fiala, Julian Görlitz,
Samuel F. Johanns, Mike Kerpens,
Jana Klein, Moritz Maucher,
Alena Schmitz und Paula Zeiler

V.i.S.d.P.: Lillian Bäcker
Kontakt: basta@uni-bonn.de
AStA der Universität Bonn
www.asta-bonn.de

Druck:
kessoprint bonn
Auflage: 1800

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzung von Artikeln und Leserbriefen vor. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die nächste Ausgabe der BASTA
erscheint am 19.05.2015

Des Rektors alte Kleider

Die Frühjahrsmode seiner Magnifizienz

Bei der Amtseinführung des neuen Rektors konnten die geneigten Anwesenden wieder Kleider und Kostüme bestaunen, die man sonst nur bei Burleske-Veranstaltungen ersten Kalibers oder in der römisch-katholischen Kirche beobachten kann.

Die Universität Bonn ist eine traditionsreiche Universität, eine Universität, die im 21. Jahrhundert ankommen will, ohne jemals im 20. gewesen zu sein, wie man selbst im Lehrkörper scherzt. Dazu gehöre aber eben auch Tradition, die ja bekanntlich in unseren Tagen wieder wichtiger zu werden scheint. Tradition ist nicht das Aufbewahren der Asche, wie es im Sprichwort heißt, sondern das Weitergeben des Feuers oder der Glut. Ob es grundsätzlich jedoch eine gute Idee ist, wenn Deutsche mit Feuer hantieren, sei mal dahingestellt. Jedenfalls steht die Uni ja nicht im geschichtsleeren Raum, die Uni hat Geschichte und – wenn es mit der Finanzierung klappt – vielleicht auch eine Zukunft. In Bonn ist

der Umgang mit der Geschichte etwas eigen. Rituale werden nicht bloß wiederholt, weil man das schon immer so gemacht hat, sondern es werden neue geschaffen: Mit dem ganzen Pomp geht man sogar noch einen Schritt weiter als man es früher getan hat. Grund hierfür ist jedoch kein übersteigerter Konservatismus (was natürlich nicht heißt, dass es ihn nicht trotzdem gibt) sondern die Öffentlichkeitsarbeit.

Die Abschlussfeier – bekannt durch das große Zelt auf dem Hofgarten – ist ein Kind des 21. Jahrhunderts und der berühmte Wurf der Hüte dient weniger dem Ausdruck spontaner Freude als dem Erzeugen schöner Fotografien, mit denen dann fast sämtliche Artikel, die irgendetwas mit Unis zu tun haben, bebildert werden können. Hierfür werden ja eigens Tribünen aufgebaut. Historisch belegt ist jedoch eine ähnliche Veranstaltung: 1976 gastierte erstmals der Zirkus Roncalli im Hofgarten.

Zurück zur Rektoratsübergabe: Von den vielen lustigen Diktatoren auf der Welt wissen wir, dass, je ärmer ein Land ist und je schlechter es den Menschen geht, desto fantasievoller die Uniformen der Machthaber sind: Bunte Jacken, Orden und lustige Mützen. Sicherlich schießen in akademischen Kreisen die Studentenverbindungen mit ihrem Fuchsmajoren, die einen Fuchsschwanz an ihrer Mütze tragen den Vogel ab, doch ist die goldene Amtskette des Rektors auch nicht von schlechten Eltern. Ob diese Amtskette jedoch vor dem Hintergrund der massiven Stellenstreichungen an der Uni nicht besser bei goldankauf24.de aufgehoben wäre, bleibt offen.

Was bleibt noch zu sagen? Die etwas hohl gewordene Tradition wirkt überholt, Studierende sind nicht wirklich beteiligt und sie dient eher der Selbstbeprobung - vielleicht passt sie ja doch ganz gut zu unserer Uni.

Jan Bachmann

Auslandsstudienmesse 2015

Zur 6. Auslandsstudienmesse unter dem Motto „mitWIRKUNG international“ lädt das Dezernat Internationales der Universität am Mittwoch, 20. Mai von 11 bis 16 Uhr in die Aula des Hauptgebäudes ein.

Studierende und Studieninteressierte können sich auf der Auslandsstudienmesse rund um das Thema Studium und Praktikum im Ausland informieren. In diesem Jahr liegt der Schwerpunkt des begleitenden Vortragsprogramms auf den Auswirkungen von Auslandsaufenthalten und internationaler Erfahrung auf die Persönlichkeit sowie die berufliche Qualifizierung! Die Bedeutung interkultureller Kompetenz für den Berufseinstieg bei internationalen

Organisationen ist nur einer der spannenden Vorträge.

An Infoständen beraten Vertreter der Universität Bonn, wie z.B. die ERASMUS-Fachkoordinatoren und das Dezernat Internationales sowie zahlreiche externe Förder- bzw. Austauschorganisationen, z.B. der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD), Eurodesk, das ASA-Programm, das Finnland-Institut, GoStralia!-GoZealand! und viele mehr. Beratung von Studierenden für Studierende bieten die Stände der internationalen Studierendenorganisationen sowie die Länderstände der Austauschstudierenden, die über mögliche Zielländer und –regionen informieren. Hier erleben Sie

unmittelbar die Möglichkeiten zur „mitWIRKUNG international“ an der Universität Bonn.

Ein vielfältiges Rahmenprogramm für alle Sinne rundet die Messe ab. Zum Beispiel werden die Beiträge zum diesjährigen Fotowettbewerb unter dem Motto „‘Special Effects’ of my stay abroad“ zu sehen sein und die Sieger des Wettbewerbs geehrt.

Ein detailliertes Programm sowie die Liste der Aussteller finden Sie unter: www.auslandsstudienmesse.uni-bonn.de

Bitte beachten Sie auch unsere Flyer und Aushänge!

10 Möglichkeiten

für Bonner Dozenten die abgeschaffte Anwesenheitspflicht zu umgehen

Achtung!

Diese Hinweise enthalten teilweise nicht rechtlich vertretbare Vorgänge und senken ihre Sympathiewerte.

1 Behalten Sie die allseits bewährte Anwesenheitsliste bei und behaupten Sie, dass Sie diese nur bräuchten um einen Überblick über die Namen der jetzigen Sitzung zu haben.

2 Nachdem Sie diese Grundvoraussetzung für die folgenden Punkte geschaffen haben, weisen sie zum Beispiel dezent darauf hin, dass häufiges Fehlen Ihre Meinung über die noch zu schreibende Hausarbeit, welche Prüfungsleistung ist, haben könne.

3 Bereiten Sie Ihre Studierenden schon bei der Ersten Sitzung darauf vor, dass sie nicht zum Spaß hier seien und die Anwesenheit besonders beachten. Wenn Sie Glück haben, ist die Hälfte zur zweiten Anmeldephase aus „terminlichen Gründen“ schon zum Kollegen gewechselt.

4 Verteilen Sie Hausaufgaben an alle die in der Sitzung die Woche zuvor gefehlt haben. Einen 30 seitigen Aufsatz zusammenzufassen sollte man von einem Studierenden erwarten können, da diese sonst nichts zu tun haben.

5 Sie haben sicherlich auch ein völlig überfülltes Email Postfach, von Tagungen oder Leuten die Ihnen anregende Substanzen verkaufen wollen, sodass Ihnen langsam der Überblick fehlt. Aus diesem Grund, des Überblickes halber, dürfen Ihre Studierenden die Hausaufgaben nur in der nächsten Sitzung abgeben. Wer nicht da ist, kann diese nicht abgeben und hat leider seine Studienleistung nicht erbracht.

6 Die Theorie, dass man sich durch Mitschreiben besser auf Inhalte konzentrieren kann ist für Sie sicherlich ein Begriff. Warum dann nicht ein wöchentliches Protokoll von jedem Studierenden erwarten? Wer zweimal nicht anwesend war und seine Studienleistung nicht verschriftlichen konnte, bekommt von Ihnen leider kein Foto für die nächste Runde.

7 Sorgen Sie dafür, dass Ihre Kurse an beliebten Terminen wie Samstags oder vor 10:00 Uhr morgens beginnen, damit auch nur wirklich Interessierte Studierende Ihren Kurs freiwillig buchen.

8 Schreiben Sie doch ab und zu auch mal einen Test. Keine Sorge, dies bedeutet nicht mehr Arbeit, Ihre Studentische Hilfskraft freut sich sicherlich über etwas Abwechslung. Die Inhalte könnten nicht nur aus Ihrer Übung stammen sondern auch aus der jeweiligen Vorlesung, damit schlagen Sie dann direkt zwei Anwesenheitsfliegen mit einer Klappe.

9 Wenn auch all dies nichts hilft, verhalten Sie sich einfach unwissend. Die abgeschaffte Anwesenheitspflicht ist nur ein Gerücht, so wie das hier eine Mauer gebaut werden sollte. Die heutigen Studierenden sind einfach nicht mehr so wie früher, wie schrieb Sokrates damals schon: „Es ist keine Schande, nichts zu wissen, wohl aber, nichts lernen zu wollen“. Vielleicht waren die Studierenden in der Antike auch schon etwas unmotiviert gewesen.

10 Der letzte Punkt ist jedoch sicherlich am Wirkungsvollsten. Wie wäre es mit anschaulicher und qualitativ hochwertiger Lehre? So sorgen Sie bestimmt dafür, dass die Studierenden an der Universität Bonn gerne und häufig Ihre Seminare besuchen. Probieren Sie Ihn ruhig einmal aus, tut auch nicht weh. Denn wie sagte auch hier Sokrates „Selbsterkenntnis gibt dem Menschen das meiste Gute, Selbsttäuschung aber das meiste Übel“.

Ihr habt über unsere Verhältnisse gelebt!

Wie die Schuldenbremse unser Bildungssystem ruiniert

Krise! Krise! Krise! Sie umgibt uns jeden Tag mit neuen Schauermärchen von Jauch zu Raab zu Will. Da werden Euro-Austrittsoptionen mit Demokratiedefiziten der EU vermengt, „faule Griechen“ und „notleidende Banken“ munter in einen Topf geworfen, alles einmal kräftig durchgerührt und fertig ist das ungenießbare Krisenmahl. Geradezu wie ein Mantra zieht sich das „Ihr habt über eure Verhältnisse gelebt“ durch die Diskussionsrunden, einzige Lösung: Sparen! Schuldenabbau! Austeritätspolitik! Das Mittel der Stunde: Die Schuldenbremse! Längst zur Selbstverständlichkeit verkommen, treibt sie ihr Unwesen in der Bundes- und den Landesverfassungen. Dass sie nunmehr geradezu paradigmatisch jegliche Diskussion über notwendige Ausgaben des Staates bestimmt und alles von ihr abhängig gemacht wird, scheint außer Frage zu stehen. Dabei führt sie dazu, dass es für die Bundesländer nahezu unmöglich ist, adäquat in Bildung zu investieren.

Im Bildungsbereich fehlen nach einer Studie der GEW von der Kita bis zur Hochschule rund 57 Milliarden Euro. Jährlich. Hinzu kämen nach den Berechnungen auf Grundlage statistischer Daten des Bundes und der Länder einmalige Kosten von rund 45 Milliarden Euro um den unbestritten vorhandenen Investitionsstau aufzulösen. Genau diesen Investitionsstau, der uns täglich an der Universität und vielerlei anderen Einrichtungen des Bildungssystems begegnet. Der Investitionsstau, der zu Schließungen von Gebäuden, energetischer Ineffizienz und rieselndem Putz an den Wänden führt. Doch Geld wird genauso benötigt, um prekäre Beschäftigung bei Erzieher_innen oder Hochschulmitarbeiter_innen abzubauen, um Schulklassen zu verkleinern, Inklusion zu ermöglichen, das Kita-Angebot auf das benötigte Maß zu bringen. Das Geld wird benötigt, um Studienplätze zu schaffen, um eine auskömmliche Studienfinanzierung zu schaffen, um letztendlich je-

dem Menschen bestmögliche Bildung zu ermöglichen. Dank des radikalen Sparzwangs wird dies alles unmöglich gemacht. Hinzu kommt, dass sich der Investitionsstau nicht von selbst abbaut, sondern auf längere Sicht exponentiell ansteigen wird. Wenn jetzt nicht investiert wird, werden die Kosten in die Höhe schießen und es wird sich auf lange Sicht nicht rentieren, heute aufgrund der Schuldenbremse zu sparen.

Was wir momentan erleben, ist der Abgesang auf die elementare staatliche Daseinsvorsorge, was mitnichten ein neues Phänomen ist. Vielmehr erleben wir eine stetige Verminderung der realen (preisbereinigten) Ausgaben für den Bildungsbereich seit den 1970er-Jahren. Die Doktrin „Wir müssen sparen, sparen, sparen!“ führt dazu, dass ein Staat an dem Element spart, das die Basis demokratischer Partizipation ist und gleichsam die Grundlage für die Entwicklung von Kindern zu Bürger_innen und ebenso auch Grundlage für jede Form von Innovation, Wirtschaft und Fortschritt ist. Die Schuldenbremse ist Gift für einen Staat, der nachhaltig, demokratisch und generationengerecht handeln will.

Zusammen mit der seit Jahren nicht auskömmlichen Finanzierung im Bildungsbereich erleben wir nun die Manifestierung des Mangels auf Verfassungsebene.

Wer jetzt behauptet, „wir hätten über unsere Verhältnisse gelebt“, der irrt. Nicht wir haben über unsere Verhältnisse gelebt, sondern andere haben über unsere Verhältnisse gelebt und davon profitiert. Fehlende Steuereinnahmen, die Umverteilung der Vermögen von unten nach oben und massive Ausgabenkürzungen der öffentlichen Hand haben zu einer Schieflage geführt, die wir jeden Tag zu spüren bekommen. Wir werden für Verfehlungen anderer in die Haftung genommen, zukünftigen Generationen wird eine „Alternativlosigkeit“ vorgegaukelt, die

es nicht gibt. Zudem kann niemand bestreiten, dass sich Investitionen in Bildung volkswirtschaftlich gesehen um ein Vielfaches auszahlen. Selbst, wenn man sich die ökonomische Denkweise zu eigen macht, stellt man fest, dass der „Ertrag“ aus investiertem Kapital in Bildung und generierter volkswirtschaftlicher Leistung gerade in Zeiten mit niedrigen Zinsen auffallend hoch ist.

Bildungsausgaben müssen von der Schuldenbremse entkoppelt werden, wenn Deutschland sein Bildungssystem nicht ruinieren, sondern auf ein dem 21. Jahrhundert angemessenes Niveau bringen will.

Bildung ist Daseinsvorsorge. Bildung ist die Basis demokratischer Partizipation und jeder Mensch muss die besten Möglichkeiten für demokratische und gesellschaftliche Teilhabe bekommen. Freie Bildung für jeden Menschen, unabhängig von sozialer Herkunft, ist ein Gut, welches über dem Zeitgeist umfassender Sparpolitik stehen muss.

Steffen Regis, AStA Uni Kiel

Schön und selten Teil III: Die Tibetologie

Für dieses Interview mit Professor Peter Schwieger von der Tibetologie ist unser BASTA-Redakteur dieses Mal unter das Dach der Uni geklettert, um über das Fach mit Bezug zum Dach der Welt zu reden.

BASTA: Hallo und danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben, mit uns zu sprechen. Zunächst die Frage, die in dieser Reihe immer zuerst kommt: Ist Ihre Abteilung von den diesjährigen Kürzungen betroffen?

P. Schwieger: Willkommen. Nein, in dieser Kürzungswelle sind wir nicht betroffen, aber wir hatten in der Vergangenheit einige Einsparungen. Zum Beispiel ist unsere Lektorenstelle nur noch eine halbe Stelle.

BASTA: Also im Moment steht bei Ihnen nichts an?

PS: Nein, eine neue Kürzungswelle würde für uns auch die Schließung bedeuten.

BASTA: Wie sehen Sie die Gesamtlage der kleinen Fächer? Nicht nur hier in Bonn, sondern vielleicht auch landes- oder bundesweit?

PS: Mein Eindruck ist, aus Sicht der Asienwissenschaften, dass sich die Lage hier in Bonn leicht verbessert hat. Das liegt vor allem daran, dass man uns versichert hat, dass die Kleinen Fächer in dieser Sparrunde nicht betroffen sind, sondern dass die größeren Fächer nun zuerst dran kommen. Wohl auch deswegen, weil es für diese Fächer damit nur noch um Sein oder Nicht-Sein geht.

BASTA: Wie groß ist Ihre Abteilung aktuell? Und wie würden Sie die Studierendenzahlen einschätzen?

PS: Die Tibetologie besteht im Moment aus meiner Person, einer Assistentenstelle mit vier Wochenstunden und einer halben Lektorenstelle. Die

Studierendenzahlen können wir nicht so gut einschätzen, da wir ja Teil des Studiengangs für Asienwissenschaften sind. Das heißt, dass die Studierenden nicht zwangsläufig bei uns studieren, sondern teilweise nur einzelne Kurse bei uns besuchen. Die Zahl derer, die sich bei uns spezialisieren, dürfte den Zahlen anderer kleiner Fächer entsprechen. (Anm.: Pro Jahrgang ca. 7-10 Studierende, die die Spezialisierung wählen.)

BASTA: Kommen wir zu den Alleinstellungsmerkmalen, die kleine Fächer oft kennzeichnen. Was ist Ihre Ausrichtung im Fach?

PS: Zunächst muss man da sagen, dass die Institute für Tibetologie in Deutschland sich unterschiedliche Ausrichtungen belassen haben. Das ist auch durchaus bewusst so abgesprochen, weil alle diese Institute nicht besonders groß sind. Wir hier in Bonn konzentrieren uns vor allen Dingen auf die geschichtswissenschaftlichen Aspekte unserer Wissenschaft und dabei besonders auf die Diplomatie, also die Urkundenkunde, die für Tibet eine enorme Wichtigkeit besitzt. Weltweit wird derzeit nur in Bonn daran gearbeitet.

BASTA: Wie schätzen Sie die Publikumswirksamkeit Ihres Fachs ein? Kleine Fächer haben darin ja meistens einige Vorteile.

PS: Wir haben eine gewisse Wirksamkeit aufgrund der Popularität des Dalai Lama und auch die Tibetproblematik ist für einige Studierenden ausschlaggebend. Auch wenn solche tagespolitischen Themen nun doch sehr wenig mit dem zu tun haben, was wir hier machen. Aber ja, diese Themen und die Exotik der Kulturen im Himalayagebiet wirken schon anziehend auf einige Studierende.

BASTA: Wenn Sie etwas verbessern könnten oder direkter in die Hochschul-





politik eingreifen könnten, wo würden Sie ansetzen?

PS: Man hat schon auf einige unserer (d.h. der Kleinen Fächer allgemein) Anregungen und Kritik gehört. Man hat anerkannt, dass unsere Arbeit in der Forschung wichtig ist. Unser Ziel ist nicht, große Studierendenzahlen zu erreichen. Wir haben vielmehr die Aufgabe, hier wirklich Nachwuchs für die wissenschaftliche Forschung mit Grundwissen und Methoden auszubilden. Es wäre jammerschade bei unserer Geschichte, wenn wir eingespart werden würden und alles nochmal von vorne aufbauen müssten. Außerdem ist unser Fach durchaus eine Unterstützung für andere asiatische Kulturwissenschaften, wie die Indologie oder auch Sinologie, die ja einige Anknüpfungspunkte zu uns haben und für die wir damit ein besseres, weil umfangreicheres Bild asiatischer Kulturen schaffen. Die kulturellen Verknüpfungen Tibets in der Geschichte zu Indien, aber auch zu China waren schon immer umfangreich.

BASa: Wo sehen Sie die Tibetologie in 5-10 Jahren?

PS: Ich hoffe wir können unsere Forschungen, die wir über all die Jahre und Jahrzehnte gemacht haben, weiterführen können. Da blicken wir auf eine sehr erfolgreiche Geschichte zurück. In der Einwerbung von Drittmitteln waren wir bislang sehr erfolgreich. Auch was größere Forschungen im Verbund mit anderen Fächern und anderen Universitäten betrifft. Und es wäre mein Wunsch, wenn wir das weiterführen könnten. Da bin ich eigentlich zuversichtlich, dass wir das schaffen können. Ich sehe die Zukunft aber sicherlich nicht darin, dass wir expandieren, da bin ich Realist genug zu sagen, dass das mit den knappen Ressourcen auch kein Anreiz sein sollte.

BASa: Eine kleine Bonusfrage zu den Studierenden, die Sie vorhin schin halb

beantwortet haben – Was denken Sie, macht den Reiz aus, Ihr Fach zu studieren?

PS: Ich denke, der Reiz ist, eine Kultur und eine Sprache kennen zu lernen, die so anders sind, als die Kultur und die Sprache, in die wir hineingewachsen sind, dass man dann auch aus der Perspektive dieser fremden Kultur und Sprache einen Anreiz hat, die eigene Kultur noch einmal zu reflektieren.

BASa: Das konnte ich in den meisten Kleinen Fächern aus den Kulturwissenschaften beobachten. Ich bedanke mich für das Interview.

PS: Gern geschehen. Ich danke Ihnen ebenso.

*Das Interview führte
Mike Kerpers*

Hochschulfinanzierung

Zwischen Exzellenz und Sparuni

Ständig muss die Uni sparen - ganze Fachbereiche werden auf das Abstellgleis gestellt und laufen aus. Zurzeit sollen 17 Professuren gestrichen bzw. nicht mehr neu besetzt werden. Damit soll dem strukturellen Defizit der Uni beigegeben werden. 2013 betrug das Defizit 10 Millionen Euro. Da dafür die wegfallenden Professuren offensichtlich nicht ausreichen werden, ist schon jetzt absehbar, dass weiter gekürzt wird.

Gleichzeitig hat die Uni ihre Einnahmen in den letzten 10 Jahren um 60% gesteigert und eilt von einem Drittmittelrekord zum nächsten. Seit 2004 haben sich die Drittmiteleinnahmen verdreifacht. Geld sollte also eigentlich genug da sein, doch warum ist unsere Universität trotzdem dauerpleite?

Kleines Einmaleins der Hochschulfinanzierung

Bildungspolitik ist weitgehend Ländersache. Das im Grundgesetz festgeschriebene Kooperationsverbot verbietet es dem Bund Hochschulen zu finanzieren und sichert somit die Autonomie der Länder in diesem Bereich.

Die Länder sorgen für die Ausfinanzierung der Hochschulen und stellen Ihnen entsprechende Mittel zur Verfügung. Diese finanziellen Mittel - im Folgenden auch Grundmittel genannt - können von den Hochschulen größtenteils nach Belieben eingesetzt werden. Sie sichern die Unabhängigkeit von Lehre und Forschung.

Gelder, die nicht vom Land kommen, werden als Drittmittel bezeichnet. Sie stammen größtenteils von Stiftungen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Diese „Dritten“ finanzieren je nach eigener Agenda gezielt einzelne Forschungsprojekte. Bewilligungen aus der Exzellenzinitiative und Gelder aus dem Forschungsfonds der EU zählen übrigens auch als Drittmittel und sind ebenso meistens zweckgebunden.

Warum wir pleite sind

In den letzten Jahren haben wir einen Drittmittelboom erlebt. Dieser erlaubte es der Uni spezielle Forschungsbereiche massiv auszubauen. Von den 6000 Beschäftigten unserer Universität wird inzwischen jeder Dritte aus Drittmitteln finanziert. Von daher ist diese Geldflut ein Segen für unsere Uni und ist auch ein wichtiger Indikator für die Qualität der Forschung, die hier betrieben wird.

Tatsächlich sind wir so erfolgreich, dass uns die Grundmittel ausgehen. Diese sind nicht so stark gestiegen wie die Drittmittel. Denn jede aus Mitteln Dritter finanzierte Forschungsgruppe braucht Räumlichkeiten, Verwaltungsaufwendung oder Eigenbeteiligung der Universität, was alles aus den Grundmitteln finanziert werden muss.

Drittmittel „hebeln“ also die Grundmittel. Anstatt ein Forschungsprojekt komplett aus Grundmitteln zu finanzieren, können 2 oder 3 Forschungsprojekte mit den gleichen Grundmitteln finanziert werden, wenn die Forscher Drittmittel eingeworben haben.

Dies führt dazu, dass Fachbereiche, die kaum Drittmittel einwerben oder nicht Exzellente sind, chronisch unterfinanziert dastehen. Auch für die Verwaltungsbereiche, Hochschulrechenzentrum oder Gebäudeinstandhaltung gibt es zu wenig Geld.

Um es kurz zu fassen: Wir sind überall dort pleite, wo keine Drittmittel hinfließen.

Volluniversität oder Schwerpunktbildung?

Traditionell sind die Drittmittel leider ungleich verteilt. So geht es beispielsweise der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät sehr gut. Ihr Dekan bezeichnet sie gern als „Flaggschiff“ der Universität (einem gelernten Physiker sei diese offensichtliche An-

spielung auf „Star Trek“ erlaubt).

Die Math-Nat belegt national Platz 1 aller DFG-Bewilligungen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft ist der größte und wichtigste Drittmittelgeber im Forschungsbereich. Dazu der ehemalige Rektor Fohrmann in seiner Abschiedsrede bei der Amtsübergabe Ende April:

„Diese großen Forschungserfolge haben uns an eine organisatorische und infrastrukturelle Kapazitätsgrenze geführt; wir können kaum weiter wachsen, weil wir die Allgeminkosten und Raumressourcen, die damit verbunden wären, nicht mehr ‚stemmen‘ können. Und es steht auch noch aus, die Folgekosten der Bewilligungen aus der Exzellenzinitiative und anderer Programme, die ja fast immer mit dem Versprechen eines zukünftig eigenen Ressourceneinsatzes verbunden waren, zu schultern. Die Konsequenz, die sog. Volluniversität aufzugeben und sich nach den Schwerpunktbildungen weiter auszurichten, hat sich für dieses Rektorat nicht als sinnvolle und auch nicht als begrüßenswerte Alternative dargestellt. Ein solcher Schritt wäre auch, dies ist meine feste Überzeugung, wissenschaftspolitisch und wissenschaftlich ein Fehler.“

Wie die eine mögliche Schwerpunktbildung aussehen könnte, hat vor kurzem die Universität von Amsterdam gezeigt. Sie hat alle geisteswissenschaftlichen Studiengänge der Philosophischen Fakultät zu einem „Bachelor der freien Künste“ zusammengelegt und finanziert jährlich nur noch drei Doktoranden für diese Fakultät (BASTA berichtete).

Forschung ist keine Lehre

Neben den Unterschieden zwischen den Fakultäten gibt es auch erhebliche Differenzen zwischen Forschung und Lehre. Die Lehre aller Fakultäten muss fast ausschließlich aus Grundmitteln finanziert werden. Grundmittel sind be-

kanntlich knapp und von den Drittmitteln einer Fakultät profitieren die Studenten erst im Doktorandenstadium ihrer akademischen Karriere.

So kommt es auch zu einer Schieflage zwischen Professuren einer Fakultät und ihrer Produktivität hinsichtlich des Absolventen-Outputs. So waren 2013 an der Philosophischen Fakultät 98 Professoren beschäftigt, die 15 Fächer betreuen haben. Die PhilFak hatte in diesem Jahr 1548 Absolventen. Die Mathematische-Naturwissenschaftliche Fakultät verfügt hingegen über 194 Professuren, die nur 11 Fächergruppen betreuen und lediglich 1234 Absolventen produziert haben.

Die Math-Nat hat also doppelt so viele Professuren, obwohl sie hinsichtlich der Lehre quantitativ viel weniger leistet. Drittmittel sind eben nicht für die Lehre bestimmt...

Am Scheideweg

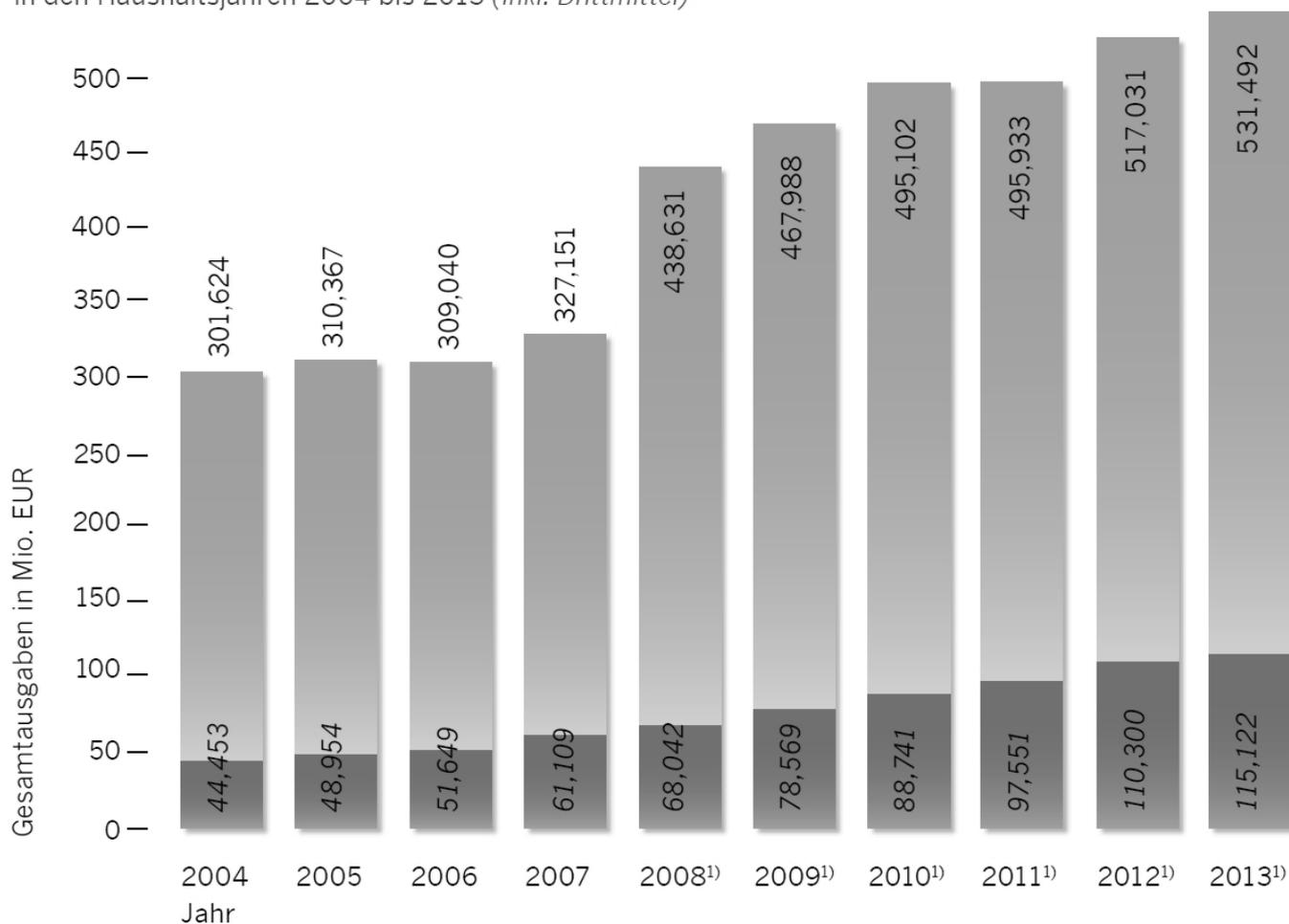
In Zukunft werden weiter Belastungen auf uns zukommen. So steht die Verstärkung der Exzellenzcluster und der durch die Exzellenzinitiative geschaffenen Graduiertenkollegs an. Dies wird dazu führen, dass das strukturelle Defizit wieder um 5 Millionen Euro ansteigt.

Wie dieses Geld an anderen Stellen wieder eingespart wird ist noch offen. Fraglich ist wie unser neuer Rektor

- der aus der Math-Nat kommt - sich entscheiden wird. Er selbst hat mithilfe von Drittmitteln das LIMES-Institut aufgebaut, welches sogar seit 2012 auch am Exzellenzcluster „ImmunoSensation: the immune sensory system“ beteiligt ist. Sicher ist aber, dass sich in seiner Amtszeit entscheiden wird, ob wir weiterhin eine Volluniversität bleiben oder unsere Profilbildung zugunsten von mehr internationaler Sichtbar- und Wettbewerbsfähigkeit fortsetzen werden.

Julian Görlitz

Abbildung 17: Entwicklung der Gesamtausgaben der Universität Bonn (ohne Medizin) in den Haushaltsjahren 2004 bis 2013 (inkl. Drittmittel)



Quelle: Universität Bonn, Rechenschaftsbericht und Zahlenspiegel 2013, S.79

Basti (18) outet sich als schwul

...und zwar vor Schulklassen

Der Student engagiert sich bei SchLAu, einem Aufklärungsprojekt zur Förderung von Akzeptanz gegenüber LGBT. Mit der BASTa sprach er über sein Coming Out, schwere und glückliche Zeiten und besondere Schulstunden.

Hätte man Basti vor einem Jahr gefragt, ob er seine Geschichte nicht lieber anonym erzählen will, es wäre ihm lieber gewesen. Coming Out, so sagt er, ist ein lebenslanger Prozess, immer wieder anders. Ein Prozess, der bei ihm mit 13 Jahren anfing, zuerst nur im Innern. 5 Jahre später sitzt ein zufriedener junger Mann im Café, erzählt schon beim Bestellen an der Theke von seinem Weg. Mit dem vollen Bart sieht Basti nicht wie 18 aus, ich stelle ihn mir auf einer dieser berühmten Schwulenpartys in Köln unter all den Männern vor. Aber zuerst reden wir über Jungs. Denn als seine Freunde damals anfangen, sich für Mädchen zu interessieren, die ersten Pärchen entstehen und regelmäßig auch auf ihn die Frage zukommt, welches Mädels er denn gut finde, muss Basti erstmal passen. „Mir ist bewusst geworden, dass das für mich kein Thema war – und dann: okay, mit mir stimmt was nicht“. Aus dem großen Interesse für gewisse Jungs wird in einem schleichenden Prozess die Erkenntnis, dass es süße Jungs sind, da auch sexuelle Gedanken sind. Basti erkennt, dass er schwul ist. Über ein Jahr dauert das. Doch mit der Erkenntnis hört die Scham, dass etwas nicht stimmt, nicht auf: „Ich hab' versucht, mich umzupolen, habe Frauen in den Ausschnitt oder auf den Po geschaut“. Basti will nicht schwul sein, spricht von großem Leid, hegt zeitweise sogar Selbsthass und schleppt sein „Geheimnis“ mit sich herum. Er habe sich in dieser Zeit scheiße gefühlt, sein ganzes Leben sei ihm träge vorgekommen, bis er mit 16 den Entschluss fasste, dass es so nicht weitergehen könne. Er tritt vor seine Eltern, ist total verunsichert und weiß nicht, was passieren wird, wie sie reagieren würden. „Das war wie in einem falschen Film,

hat sich wie ein schlimmer Traum angefühlt, die Situation war nicht stimmig“. Und trotzdem: die Eltern reagieren positiv, endlich ist Basti nicht mehr völlig einsam mit seinen Gefühlen, das Geheimnis ist ein Stück weit raus. Positive Erfahrungen beim Outing machen heute immer mehr Menschen. Aber Basti kennt auch andere Geschichten: von schlimmen Auseinandersetzungen bis hin zu Freund_innen, deren Eltern von diesem Zeitpunkt an nicht mehr mit ihnen sprachen. Bei der medialen Präsenz von Lesben, Schwulen und transgeschlechtlichen Menschen könnte der Eindruck entstehen, heute sei dieses Thema längst kein Thema mehr. Doch besonders für die meisten Jugendlichen ist das Gegenteil noch immer leidvolle Realität.

„Bis vor einem Jahr hatte ich, wenn das Fenster offen war, wenn nur so Wörter wie lesbisch, schwul und so fielen, Schiss. Paranoid“. Basti wartet, bis er das Abi hinter sich hat, erzählt niemandem etwas davon, auch trotz des guten Outings vor seinen Eltern. Nicht einmal sein Bruder soll es erfahren. Die Angst ist zu groß. Auf dem Pausenhof ist „ey du Schwuchtel“ eine

alltägliche Beleidigung und auf Familienfeiern bieten Schwule oft unfreiwillig Anlass für einen großen Lacher. Ein hässliches Gefühl, erinnert sich Basti, und meint, dass das seinen Prozess noch gehemmt hat. Doch dann kommt Basti an die Uni, schreibt sich in Physik ein und hört vom LBST-Referat („LesBiSchwulTrans*“) im AstA. In der Kaffeestunde im gemütlichen Raum der Engagierten trifft er auf Andere mit ähnlichen Erfahrungen, tauscht sich aus und ist endlich nicht mehr selbst sein alleiniger Gesprächspartner. Das habe ihm echt gutgetan, erinnert er sich, er kommt auch zum ersten Mal mit lesbischem Begehren, Bisexuellen und dem Thema Trans* in Kontakt. Erste Freund_innenschaften entstehen und schließlich steht für Basti das Outing vor seinem großen Bruder an. Seine neuen Freund_innen unterstützen ihn dabei und auf dem Weg zu einem gemeinsamen Ausflug fallen im letzten Jahr die Worte, vor denen er sich lange gedrückt hat. Einfach so heraus: „Ich bin schwul“. Erst hält der Bruder es für einen Scherz, vielleicht auch aus Unsicherheit. Doch dann versichert er ihm: „Ich bin für immer und ewig dein Bruder und stehe immer hinter dir“.



Basti strahlt richtig, als er von dieser Szene erzählt, man nimmt ihm ab, wie wichtig diese Erfahrung für ihn war. Im Gespräch kommen wir immer wieder auf einzelne Aspekte dieser Zeit zurück. Coming Out ist für Basti kein abgeschlossenes Kapitel, man spürt die damaligen Gefühle und Konflikte noch gut nach, wenn er spricht.

Über die geknüpften Kontakte hört er auch von SchLAU, eine Freundin outet sich regelmäßig vor Schüler_innen und arbeitet mit ihnen zum Thema. Basti lässt sich schließlich am CSD-Fest auf dem Bonner Münsterplatz als neuer Mitstreiter anwerben, kommt zu den Treffen, lässt sich die Methoden des Projekts beibringen. Im Winter ist es schließlich so weit. „Es war der erste Tag, an dem es geschneit hat“, ein bisschen aufgeregt ist er schon. Heute hospitiert er nur, er schaut den Anderen zu, tastet sich an die Situation und an die Schüler_innen heran. Schon beim nächsten Mal, als Basti selber auch aktiv den Vormittag mit den Schüler_innen gestaltet, überwiegt schon die Freude. Die Scham, die Selbstzweifel sind in so kurzer Zeit umgeschlagen und man kann sich vorstellen, wie ein junger Mensch plötzlich aufblüht, wenn er lernt, mit seiner Identität und seinem Begehren zu leben und Respekt erfährt. Besonders, wenn man Basti reden hört und sieht. Drei Zeitstunden verbringen die Teams von SchLAU mit Schüler_innen ab der 7. Klasse. Nach einer Vorstellungsrunde klären die jungen Leute mit der Gruppe in kreativen Methoden Grundbegriffe wie „lesbisch“ oder „transsexuell“. Die Schüler_innen machen hier meist gut mit, sind interessiert und beteiligen sich am Gespräch und an Diskussionen. SchLAU bemüht sich, nicht mit Schubladen zu arbeiten, um Leute einzusortieren, sondern mit Begegnungen und Erfahrungen konkreter Menschen. Auch der Unterschied zwischen Toleranz und Akzeptanz wird diskutiert. Anknüpfungspunkte an Erfahrungen mit Rassismus oder Ableismus, also der Ausgrenzung

aufgrund von Behinderungen oder (vermeintlicher) Unfähigkeit, ergeben sich von selbst, weil die Schüler_innen aktiv die Zeit mitgestalten. SchLAU will die Erfahrungen sichtbar machen, die Menschen machen, und zeigen, mit welcher Ausgrenzung, Diskriminierung oder gar Gewalt diese Menschen dann konfrontiert sein können. Gegen Ende der gemeinsamen Zeit wird zur Biographierunde übergeleitet, die Aktiven outen sich vor den Jugendlichen und gewähren einen Einblick in ihre ganz persönliche Geschichte, ihren gegenwärtigen Stand. Dort kann es schonmal heißen „Ich bin in einer Beziehung mit einer Frau“, statt dass sich die Aktiven unter ein Wort wie „Lesbe“ subsumieren. Auch von queerem Empfinden wird den Schüler_innen erzählt, davon, nicht so leicht in gegebene Begriffe zu passen oder das auch gar nicht zu wollen – wenn eine queere Person im Team ist. Basti sagt: „Ich definiere mich als schwul“. Danach können die Schüler_innen anonym, per Zettel und Stift, Rückfragen stellen, die beantwortet werden.

Zuletzt waren die SchLAU-Gruppen in einer Kampagne konservativer Zeitungen attackiert worden, ziemlich undifferenziert war u.A. von „Porno-Unterricht“ die Rede, „Unter dem Deckmantel der Vielfalt“ werde dort an den Kindern ausagiert, was Kinderschützer_innen „Alarm“ schlagen ließe. Auch wenn die Behauptungen völlig aus dem Zusammenhang gerissen und falsch waren und die besagte Mitarbeiterin des Kinderschutzbereichs Wildwasser klarmachte, dass ihr Zitat verzerrt worden sei, haben die Artikel doch einen Eindruck bei den Aktiven hinterlassen. „Ein bisschen machtlos ist man schon“, meint Basti, der die Aufregung im Bonner SchLAU-Team mitbekommen hat. Statt auf die Vorwürfe im Einzelnen einzugehen, reagierte der NRW-Verband mit der Veröffentlichung eines statements in dem er u.A. erklärte, dass es nicht die Agenda von SchLAU sei, die Geschlechter aufzulösen, sondern

dass man sichtbar mache, was Menschen erfahren und was immer wieder unsichtbar gemacht wird – z.B. die Realität, dass das Zwei-Geschlechter-System oder die alltägliche Homophobie für einige Menschen zu handfesten Problemen in ihrem Leben führt. Dass man Präventionsarbeit gegen Diskriminierung leiste.

Männer kennenzulernen, sagt Basti, sei mitunter schwer. Jemanden in der Öffentlichkeit anzusprechen keine Option. Auf den kleineren Events der Bonner Szene ist Basti gerne unterwegs, hier ist es leichter. Aber der Partylöwe, der in Kölns großem schwulen Nachtleben abtaucht, ist er auch überhaupt nicht. Auf einer Party außerhalb der LGBT-Szene von einem Mädchen angesprochen zu werden, fühlt sich für Basti zwar wie ein schönes Kompliment an, dennoch ist ihm dabei manchmal noch unwohl – als ob er sich rechtfertigen müsse. Er sagt, dass es sich Schwule schon ganz genau überlegen müssen, wie nah sie einander in der Öffentlichkeit sein wollen, komische Blicke habe es schon bei kleinsten Abweichungen davon, wie sich heterosexuelle Männer zueinander zu verhalten haben. Frauen treffe es aber nochmal anders: „Geil, kann ich einen Dreier?“ gehört schon zu den Sprüchen, mit denen sie rechnen müssen. Die kommen zu der sexuellen Belästigung, die so manche Frau sowieso schon auf der Straße oder in Discos ertragen muss, hinzu. Hier machen unterschiedliche Menschen sehr unterschiedliche Erfahrungen. Dass LGBT übel verprügelt werden, auch im angeblich so toleranten Köln, gehört zum Lebensgefühl der Menschen dazu. Damit sich das irgendwann ändert, outet sich Basti nun regelmäßig. Damit sich einige Jugendliche nicht mehr so allein fühlen, so viel Leid durchmachen müssen wie er damals.

Jana Klein
Foto: jak

„Die sind doch alle gestört!“

Streifzug durch eine autoritäre Ideologie unter anderen

Dass SalafistInnen „gestört“ sind, mag zutreffen. Von einer Analyse dessen, was im Phänomenbereich „Salafismus“ politisch, gesellschaftlich, psychologisch und kulturell passiert, entbindet eine Einordnung in den Katalog der psychischen Störungen allerdings nicht.

SalafistInnen als Geisteskranke einzustufen, der Gedanke liegt bei einer näheren Beschäftigung mit Personen aus den islamistischen Netzwerken nahe. Der Studioleiter der Dortmunder WDR-Lokalzeit ließ Anfang März über facebook verbreiten, man werde den Dortmunder Neonazis keine weitere Plattform für ihre ausländerInnenfeindlichen Aktionen bieten und kündigte an, über einen durch sie begangenen Hausfriedensbruch in einer zukünftigen Unterkunft für Geflüchtete nicht zu berichten. Die Dortmunder Nazis, die seit einigen Wochen wieder ziemlich freidrehen, bedachte er dabei mit Worten wie „gestört“, „paranoide Persönlichkeitsstörung“, „schwer krank“ und „krankhaft“. Statt Presse solle es für sie eine konsequente Strafverfolgung und psychotherapeutische Behandlung geben. Der Vergleich zwischen SalafistInnen und Neonazis drängt sich nicht nur wegen ihrer weltanschaulichen Ähnlichkeiten auf: aus Sicht einer Psychologie, die Krankheit relativ zur Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen definiert und konkrete politische Inhalte ausblendet, nähern sich die Phänomene noch ein mal mehr einander an. Die Einigkeit darüber, dass die Kriege und das Unrecht der Welt von der jüdischen Weltverschwörung und ihren Marionetten ausgehen, könnte als individuelle Paranoia verstanden werden. Wer diese Ansicht jedoch 2015 in Raqqa oder 1935 in Nürnberg vertritt, hat sich erfolgreich an sein Umfeld angepasst. Dass SalafistInnen „gestört“ sind, mag zutreffen. Von einer Analyse dessen, was im Phänomenbereich „Salafismus“ politisch, gesellschaftlich, psychologisch und kulturell passiert, entbindet eine

Einordnung in den Katalog der psychischen Störungen allerdings nicht. Gegenwärtig läuft der Prozess gegen Karolina R. aus Bonn. Ihr wird vorgeworfen, über ihren Mann den IS mit Material im fünfstelligen Euro-Bereich versorgt zu haben. Gelder aus Sammelaktionen in der hiesigen SalafistInnen-Szene. Ihr Ehemann Fared S. hatte von sich Reden gemacht, als er in einem Propaganda-Video der Terrororganisation fröhlich Leichen schändete. Die als zurückhaltend und introvertiert geltende junge Frau habe bereits in der Schule laut einer Lehrerin einen Hang zu Autorität und Unterwerfung gezeigt. Gefunden hat sie dann den salafistischen Islam. Eine Ausbildung brach sie ab, den in der Szene kennengelernten Fared S. heiratete sie kurzfristig. Der Plan, ins Bürgerkriegsgebiet auszureisen, folgte wenig später. Die ebenfalls kurz zuvor konvertierte Reinigungshilfe Nina D. sollte Karolina R. und Fared S. nach Syrien begleiten. Um mit ihr reisen zu können, beschloss man, sie einfach zur Zweitfrau zu machen. Nur einen Tag nach der Hochzeit nach islamischem Ritus aber kam schon die Trennung – per SMS. Fared S. habe immerzu an Nina D. denken müssen und sein Gebet nicht mehr verrichten können, Karolina R. sei eifersüchtig gewesen. Man einigte sich kurzerhand darauf, dass Nina D. eine Hexe sei. Dass Fared S. rattig auf sie war, vielleicht auch, weil er als Ehemann nun gewisse „Rechte“ hatte, war offensichtlich fernliegender als die Existenz übernatürlicher Wesen, auf die später noch zu kommen sein wird. Man reiste also ohne Hexe in den Krieg, Karolina R. kam zurück nach Bonn und unterstützte den IS wiederum von hier.

Einige offensichtlich psychisch nicht gerade stabile Frauen kann man z.B. auch im Internet dabei beobachten, wie sie sich live in der Telefonschaltel mit dem Kölner Prediger Ibrahim Abou-Nagie zur Konvertierung überreden lassen und sie auch gleich, Sprüchlein aufsagen reicht, durchführen. Etwa,

weil ihr gegenwärtiger Freund Muslim ist und man Lust auf die Religion bekommen habe. Gegen den Kopf des Missionierungsnetzwerkes „Die wahre Religion“ stehen Vorwürfe im Raum, er habe seinen eigenen Unterhalt mit eigentlich für die Missionierung gedachten Geldern finanziert und zu Unrecht Stütze von der Agentur für Arbeit bezogen. Es geht um über 100.000 Euro, der Prozess steht noch aus. Die bei seinen Telefonschaltel zutage tretenden Niederträchtigkeiten stören den Islamisten kaum, laut Eigenangabe werden sie zu 90% von Frauen in Anspruch genommen. Auch wenn Abou-Nagie so manches mal die empfundene Fremdscham kaum verbergen kann, konvertiert er tapfer weiter die eher schlichten Gemüter, denn auf sie kommt es an. Der Hinweis, dass es für einen Muslim eine Sünde sei, eine Freundin zu haben, noch dazu eine nicht-muslimische, wird pflichtschuldig mit auf den Weg gegeben, ehe es in eine gottesfürchtige Zukunft geht. In Bonn tritt Abou-Nagie manchmal auch beim von ihm gesteuerten „LIES“-Projekt auf, bei dem eine Gruppe junger Männer wöchentlich eine Deutsch-Übersetzung des „edlen Quran“ in der Innenstadt verteilt.

Die Frage, warum sich ausgerechnet Frauen dem salafistischen Islam anschließen, ist schon oft mit Verwunderung gestellt worden. Via Facebook teilen die SalafistInnen alltäglich kleine Sprüche, Suren oder aufwendig gephotoshoppte Bildchen, die oft der Selbstkontrolle in Sachen Sexualität gewidmet sind. Gleichzeitig gibt es aber klare Aufforderungen an muslimische Frauen, möglichst viele Kinder zu gebären. Männliche Polygamie wird ausdrücklich befürwortet. 2009 tauchte beim Vertreter der „wahren Religion“ das aus Saudi-Arabien kommende, ins Deutsche übersetzte Buch „Frauen im Schutz des Islam“ auf. Bei Razzien nach dem Verbot des Werkes standen das Netzwerk sowie der ähnlich aufgestellte Verein „Einladung zum Paradies“

im Focus der ErmittlerInnen, Privaträume von Pierre Vogel und Sven Lau wurden wegen des Vertriebs durchsucht. Die beiden Köpfe dieser Gruppierungen treten regelmäßig zusammen auf und gehören zu den umtriebigen IslamistInnen in Deutschland. Würden Geschlecht und Sexualität als politische Kategorien verstanden, dürfte die Frage nach dem Zusammengehen von Frauen und Salafismus, nach Frauen, die sich für die Beschränkung ihrer eigenen Rechte stark machen, nicht so viel Verwunderung hervorrufen: Schon die NationalsozialistInnen hatten mit ihrer kleinbürgerlichen, repressiven Sexualmoral, der Verleugnung weiblicher Sexualität und der kollektiven Mystifizierung der Mutterschaft gerade auch Frauen begeistert. Auf der anderen Seite stand eine Naturalisierung der als stark empfundenen „männlichen Triebe“, die der Regulierung durch das Selbst wie auch durch die Masse bedurften – durch deutschen Anstand. Alles, was dem Bild einer als gesund geltenden Sexualität im Ich widersprach, musste nur verleugnet und auf ein Anderes projiziert werden, an dem es vermeintlich bekämpft werden konnte – der dekadente Westen,

der israelitische Rasseschänder, die verführerische Jüdin, die mit ihrem liberalen Gesellschaftsmodell die natürlich abgegrenzten Sphären der Geschlechter auseinanderrissen und gegeneinander ausspielten, um aus dem Reibungsverlust Profit zu saugen. Auch hier ist Krankheit die Negativfolie der Eigengruppe, ihres Zusammenhalts und Funktionierens, weswegen die AntisemitInnen auch so besessen davon waren, die körperliche Unterlegenheit der JüdInnen nachzuweisen. Der deutsche Mann hatte die Frau zu schützen, sie aber konnte unmittelbar Dienst an der Volksgemeinschaft tun, gewissermaßen politisch wirken, wenn sie sich ihm nur unterwarf. Dabei ist das Bild natürlich schizophren: wenn die Frau schutzbedürftig ist, muss ihre Bedrohung permanent organisiert werden und bleiben. In „Frauen im Schutz des Islam“ heißt es in eben genau dieser Schizophrenie, dass das Schlagen von Frauen grundsätzlich verboten sei. Aber: sowohl führende, kontrollierende als auch unterwürfige Frauen „genießen es, geschlagen zu werden“. Also irgendwie Alle. Wenn eine Frau also den Anweisungen des Ehemannes nicht gehorcht, ist er-

laubt, was verboten ist. Demnach sind es nicht schlagende Männer, die das Verbot unterlaufen, sondern die Geschlagenen selbst. Dass Frauen ihre eigene Vergewaltigung in aller Regel selbst provozieren und in diversen islamischen Gesellschaften dafür als Ehebrecherinnen hingerichtet werden, ist bekannt. Der Schutz der Frauen, der Männern auferlegt ist, ist nicht zu trennen von einer Auffassung der Natur des Mannes, in der die Übergriffe auf das weibliche Geschlecht immer schon angelegt sind. Dieses patriarchale Muster ist wesentlich älter als der Islam, es ist in aktuellen Fällen in Indien oder der Türkei anzutreffen wie in fast jedem deutschen Ermittlungsverfahren einer Sexualstraftat – egal, ob 1935 oder 2015. In allen Fällen ist der Umgang mit Sexualität, Geschlecht und Gewalt zutiefst verwurzelt mit der ganz existentiellen Frage der Identität, des Zusammenhalts und der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft.

Im Juni letzten Jahres hat es um die Frage von Krankheit gewisse Diskussionen unter Bonner SalafistInnen gegeben. Ein „Bruder“ habe von sich



behauptet, der wiederauferstandene Prophet Suleyman zu sein, fliegen zu können und die Kontrolle über alle „Jinns“ zu haben. Beim Versuch, ihn zu „behandeln“, riss sich der Mann los und sprang aus dem 6. Stock in den Tod. Auf die Aufforderung hin, ein Totengebet für den Verstorbenen zu veranstalten, entstand eine Diskussion, ob es Selbstmord gewesen sei oder nicht, demnach eine solche „Du'a“ richtig oder falsch sei. Man entschied sich dafür, dass der Verstorbene von eben jenen Jinns besessen gewesen sei, er sich also nicht suizidiert habe. Auf den geäußerten Einwand, bei psychischen Erkrankungen zukünftig medizinische Hilfe in Anspruch zu nehmen, kam eine recht bemerkenswerte Erwiderung eines weiteren Islamisten:

„Keine Medikamente achi die machen noch mehr krank. Ich bin selbst davon betroffen und weiss wovon ich rede. Für Vorfälle mit jins (moderne Medizin sagt dazu: Schizophrenie, Halluzinationen, Depressionen, Psychose, Neurose und und und) hilft nur die Heilung mit Koran. Roqya“.

Das letzte Wort bezeichnet einen volksislamischen Exorzismus, der sich auch in der Region ausgebreitet hat und in dessen Rahmen der Mann vermutlich umgekommen ist. Bei diesen Austreibungen wird neben Rezitationen gewisser Suren auch massive Gewalt gegen die betroffene Person eingesetzt, manchmal mit Todesfolge, um den Jinn zu quälen. Der Essener Salafist Silvio K. etwa ließ sich seine Füße von Glaubensbrüdern verkohlen, heute begeht er für den Islamischen Staat Kriegsverbrechen und ist für seine Drohbotschaften an Deutschland bekannt geworden. Mit den Rechercheergebnissen über den Bonner Todesfall konfrontiert, wurde von zuständiger Stelle jetzt ein neues Ermittlungsverfahren zu den Umständen des Todes des Familienvaters eingeleitet. Staatsanwalt Robin Faßbender betont aber gegenüber der BASTA, dass noch keine Hinweise auf Fremdverschulden

oder eine unterlassene Hilfeleistung vorlägen.

Ibn Hajjar, Prediger von „Die wahre Religion“, erzählt in einem der unzähligen Propagandavideos im Internet von einer „Schwester“, die ihren Mann beim Konsum von Pornographie erwischt habe: „Das ist ein schlimmes Gefühl für eine Frau. Weil diese Frau denkt eigentlich von sich: Ich erfülle die Bedürfnisse meines Mannes“. Im Gespräch mit einer geistigen Autorität wird ihr davon abgeraten, den Mann sofort zu verlassen, erst solle sie das Gespräch suchen. „Rede mit ihm. Was hat er für ein Problem? Machst du dich nicht hübsch für ihn? Sie sagt 'doch'. Hast du kein Beischlaf zu ihm? Sie sagt 'doch'“. Also geht sie zu ihrem Mann und berichtet ihm, was sie weiß. Der Ehemann schämt sich und sagt, er sei schon vor ihrer Hochzeit abhängig von der Pornographie gewesen, komme davon nicht weg und hasse sich selbst dafür. Ibn Hajjar warnt vor der Sünde, die überall lauere und in die Sucht führe. Seine Gegenmedizin: Wissen über den Islam sammeln und die Furcht vor Gott lernen, wohlgemerkt: die einzig legitime Sucht. Offenkundig: Die Regungen des Ichs sollen unterdrückt, ihre originären Triebkräfte aber auf die Unterwerfung unter die Autorität und das Erlebnis von Gruppe und Masse, auf Zugehörigkeit umgeleitet werden. Jedenfalls gibt es auch in den christlichen Kirchen und den Theologie-Studiengängen wesentlich mehr verkappte Homosexuelle, als man sich das gemeinhin so vorstellen mag. Konversionstherapien und ähnliche Praxen muss man nicht im tiefsten Schwaben aufspüren gehen, sie sind auch im Rheinland alltäglich gelebter Terror von Religiosität schlechthin. Darum ist auch die Behauptung, die Übergriffe in den kirchlichen Einrichtungen seien nur ein „Spiegel der Gesellschaft“, so falsch.

Die Zugehörigkeit zur islamistischen Szene ist ziemlich leicht herzustellen.

Ein bisschen Rechtschreibunfähigkeit kombiniert mit ein paar eingestreuten arabisch-transkribierten Schlagworten wie „alhamdulillah“, „inshallah“ oder „amin“ – die Fähigkeiten zum sozialen Code reichen aus, um etwa über facebook relativ schnell ein neues Umfeld aufzubauen. Minderbemitteltheit scheint hier eher als Tugend zu gelten und ähnliche Orthographie-Gemetzeln sind im Netz ansonsten nicht zufällig vornehmlich auf Pegida-Fanpages oder in Neonaziforen zu bewundern. Und beide Gruppen lassen mit gewisser Regelmäßigkeit tief in ihre Seele blicken, wenn anlässlich eines größeren Anschlags mal wieder zutage tritt, dass der strahlende Held des Djihad aus dem patriarchalen Kleinkriminellen-Milieu stammt und z.B. gern mal mit dem Sexualstrafrecht in Konflikt geraten war. 2010 fand vor dem Bonner Landgericht der Prozess gegen Dominique Oster statt. Der NPD-Mann hatte in mühseliger Kleinstarbeit täglich auf seinem Blog Polizeimeldungen über Straftäter kopiert und mit Hetze versehen. Eine tiefere Passion war unverkennbar. Für fünf Jahre schickte ihn das Gericht dann für diverse, über 10 Jahre begangene Vergewaltigungen von Kleinkindern und jungen Frauen, Bedrohungen und Stalking hinter Gitter. Ob nun die Zugehörigkeit zur Umma, zum deutschen Volk, zur arischen Herrenrasse, die tiefgreifende Massenerfahrung bei Aufmärschen oder die erlebte Kameradschaft im Kampfgebiet des Godesberger Straßenkampfes oder des syrischen Bürgerkriegs: kollektivistische und autoritäre Ideologien sind auf die Niederträchtigkeit und Verstümmelung des Individuums angewiesen wie andersherum. Das war schon immer so.

Jana Klein
Foto: jak

Ihr werdet betrogen!

Warum das Studentenleben nicht mehr lustig ist – ein Gastbeitrag aus Trier

Ihr müsst jetzt stark sein, liebe Studentinnen und Studenten! Was nun folgt, wird nicht schön. Am Ende dieser Abrechnung werdet Ihr Euch wünschen, Ihr hättet 20 Jahre früher studiert - in den 90ern, als das Studium noch keine lineare Fortsetzung der Schule war.

Das ist es nämlich heute. Ihr kommt an die Uni, und es ist so wie damals im Gymnasium. Vor jedem Schuljahr, pardon, Semester, legen andere, quasi die Lehrer, für Euch die Marschroute fest. Sie diktieren Euch den Stundenplan, kontrollieren Eure Anwesenheit und entscheiden nach einem halben Jahr, ob Ihr versetzt werdet. Das alles kommt Euch selbstverständlich vor - Ihr kennt es ja nicht anders. Aber eigentlich hat es mit dem, was ein Studium mal ausmachte, nichts mehr zu tun.

Denn das Studium in der Vor-Bachelor-Ära diente nur vordergründig dem Lernstoff- und Scheinerwerb. Tatsächlich war es eine Scheinveranstaltung, bei der der Student phasenweise Leistungsbereitschaft und Zielstrebigkeit simulierte, um sich den Rest der Zeit jede erdenkliche Freiheit herauszunehmen. Das musste er auch, um den ganz normalen Irrsinn einer deutschen Massenuni zu ertragen: selbstgefällige, desinteressierte Professoren, feindselige Verwaltungsangestellte, chronisch überfüllte Seminare sowie Mensawarteschlangen auf DDR-Niveau. Rasch begriff der Student, dass er hier nicht erwünscht war. Er hatte keine Hilfe zu erwarten. Inmitten Tausender von Menschen war er auf sich allein gestellt.

So lernte er Selbstständigkeit. Er begriff, dass er nicht nur gezwungen war, seinen Stundenplan in Eigenregie zusammenzustellen, sondern sein ganzes Leben. Zum ersten Mal musste er eigenverantwortlich Entscheidungen treffen: Brachte einen das Gespräch in der Kneipe oder das Referat in Mittelhochdeutsch weiter? War das Nachtle-

ben es wert, frühmorgendliche Statistikvorlesungen sausen zu lassen? Wie schaffte man die Balance zwischen Scheine erwerben (= Hausarbeiten) und Scheine verdienen (= Jobben)? Und immer wieder die Frage: Pflicht oder Kür?

Augen zu und durch!

Man konnte sein Studium in vier, fünf Jahren runterknüppeln - Augen zu und durch! Man konnte sich aber auch sechs, acht oder zehn Jahre Zeit lassen und auf diese Weise nicht nur ein paar Partys mehr mitfeiern, sondern auch das Leben jenseits des eigenen Studienfachs erkunden.

Manch einer entdeckte dabei, dass ihn der Nebenjob beruflich weiter brachte als Exkursionen in Geografie. Und immer wieder geschah es, dass man sich im Auslandsjahr ein neues Vokabular aneignete, das der Liebe.

Auf diese Weise wurde das Studium zu einer Reise ins Ich, zu einem Selbsterfahrungstrip. Der Student lernte nicht für die Hochschule, sondern fürs Leben. Wenn er Diplom, Magister oder Staatsexamen in der Tasche hatte, besaß er neben Wissen auch ein wenig Weisheit.

Davon könnt Ihr, Studenten der Generation Y, nur träumen. Ihr werdet durch die Uni geschleust wie ein Serienprodukt in einer automatisierten Werkhalle: systematisch, effizient, schnell. Da bleibt keine Zeit für Abstecher jenseits des Fließbands. Wenn Ihr mit 23, 24 auf den Markt geworfen werdet, erwartet Euch eine Welt, auf die Ihr - seelisch immer noch Oberschüler - nicht vorbereitet seid.

„Wie ist das, wenn man über seine Zeit selbst bestimmen kann?“ Auf diese wichtige Frage verweigert Euch das Studium die Antwort. Denn Ihr werdet betrogen um die Erfahrung der Freiheit. Weil Ihr aber spürt, dass es anders sein müsste, und weil Ihr ahnt, dass diese Hatz im Hamsterrad auf

Dauer nicht gutgehen kann, sucht Ihr nach Auswegen. Wenn schon keine große Freiheit, dann wenigstens kleine Fluchten!

Und so ringt Ihr später, im Beruf, um familiengerechte Arbeitszeiten, um die vielzitierte Work-Life-Balance. Ihr kämpft um jede freie Minute und fürchtet insgeheim, dass Ihr den Kampf - wieder einmal - verlieren werdet.

Was bewegt die Jugend? Und wie verändert sie die Gesellschaft? Fragen, die der Volksfreund in der Serie „Generation Y“ beantwortet. Eine Generation, geboren nach 1975 und benannt nach dem englischen Wort why (warum). Im nächsten Teil geht es um den Glauben der Jugend - an Gott, Wissenschaft oder fliegende Spaghettimonster.

Unter www.volksfreund.de/geny gibt es weitere Serienteile, Videos, Bilder und Zusatz-Infos rund um die Generation Y. Extra

Frank Jöricke

Frank Jöricke ist Autor der Bücher „Mein liebester Onkel, mein krimineller Vetter und der Rest der Bagage“ sowie „Jäger des verlorenen Zeitgeists“. Darin knüpft er sich Phänomene wie Facebook, Jugendwahn, Eventkultur und moderne Geschlechterrollen vor. Viele dieser Texte waren zuvor im Trierischen Volksfreund erschienen, für den Jöricke - hauptberuflich Mitinhaber einer Werbeagentur - seit 2010 schreibt. red

In eigener Sache

Warum wir die BASTa nicht neutral schreiben

Jüngst gab es im Studierendenparlament (SP) wieder eine Anfrage, wieso die BASTa nicht neutral berichte.

Zunächst einmal gibt es die grundsätzlichen Fragen, ob es überhaupt einen neutralen Standpunkt gibt und ob man diesen, falls es ihn gibt, einnehmen und von ihm aus berichten kann. Ist vielleicht nicht schon die Auswahl oder die Reihung der Themen, über die man dann „neutral“ berichtet eine Meinungsäußerung? Eine Klärung dieser Fragen ist sicher wichtig, hier aber nicht unbedingt notwendig, da die BASTa gar nicht den Anspruch haben sollte, neutral zu sein.

Gerade in Zeiten, in denen sich mehr und mehr Menschen als „unpolitisch“ bezeichnen, tut es mehr und mehr Not, seinen Standpunkt klar zu definieren,

was natürlich nicht heißt, ihn nicht immer selber zu hinterfragen. Der Standpunkt des AStA ist ein klarer: Der AStA vertritt die Interessen der Studierenden, die BASTa berichtet über die Arbeit des AStA und ist dem AStA auch selber ein Mittel zur Durchsetzung seiner politischen Ziele.

Natürlich kann das, was wir im Rahmen der Vertretung der Interessen der Studierenden tun, von dem abweichen, was die Opposition tun würde. Es ist nicht der Arroganz der Macht geschuldet, dass der AStA dennoch so handelt, wie er handelt und die BASTa so schreibt, wie sie schreibt, sondern schlicht der einfachen Tatsache, dass eben die Mehrheit der wählenden Studierenden die aktuell den AStA stellenden Hochschulgruppen mit ihrer politischen Agenda gewählt

haben. Natürlich beschränkt sich die Vertretung der Studierenden nicht auf die Hochschule. Es gilt ebenfalls Interessen auf Landes- und Bundesebene durchzusetzen, Wohnraumkonzepte der Stadt betreffen Studierende ebenso wie die Zweitwohnsitzsteuer. Und überhaupt stehen die Studierenden ja nicht im leeren Raum; viele der Probleme, die Studierende haben, sind oft nur Symptome eines tiefergehenden Übels, das es darum zu bekämpfen und zu überwinden gilt.

Wichtig ist jedoch, dass die Berichterstattung der BASTa, wenn sie nicht neutral ist und sein kann, fair ist, denn das liegt in unser aller Interesse.

Jan Bachmann

Post an die BASTa

„Übrigens, da ist Pfand drauf.“

Ein Leserbrief des RCDS Bonn

Liebe Studentinnen und Studenten, mal ganz ehrlich: ohne Kaffee geht es nicht. Kaffee, ob schwarz oder mit Milch, ob Espresso oder Latte macchiato, alleine oder mit Freunden, zum Wachhalten oder zum Zeitvertreib - ein Kaffee oder ein Tee gehört einfach zum Alltag der meisten Studenten. Nun werft mal bitte einen Blick auf den Becher in Eurer Hand. Ein Pappbecher halt - nichts besonderes? Das kommt ganz drauf an, wo ihr Euren Kaffee heute gekauft habt. Wenn es ein Becher aus der Interimsmensa Poppelsdorf ist, dann gibt es eine interessante Information, die den meisten noch nicht bekannt ist: Die Interimsmensa möchte diesen Becher gerne wieder zurück bekommen, denn das Studentenwerk fühlt

sich für die Entsorgung dieser Becher verantwortlich. Für jeden Kaffee zahlt ihr in der Interimsmensa zusätzlich 0,20€, die eine Hälfte für die Nutzung des Bechers, die andere Hälfte ist ein Pfand. Pfand auf To-Go-Becher, das glaubt ihr uns nicht? Dann widmet Eurem Becher kurz Eure vollkommene Aufmerksamkeit: ein Barcode befindet sich darauf, ein Code der Euch ermöglicht diesen Becher wieder zurück zu bringen. Die Tassen, die es bisher in der Poppelsdorfer Mensa gab, gibt es nun übrigens nicht mehr, sodass jeder dazu gezwungen ist, sich solch einen Becher zu kaufen.

Das Studentenwerk hat es versäumt die Studenten aktiv auf dieses neue

Pfand-System aufmerksam zu machen. Auf dem gesamten Campus Poppelsdorf befinden sich unzählige dieser Becher in den Mülleimern, entsorgt von den verantwortungsbewussten Studenten. Denn so ein To-Go-Becher ist eben auch zum Mitnehmen gemacht: auf dem Weg zum nächsten Seminar, in der Vorlesung oder auf der Wiese, einen Kaffee kann man überall trinken. Wer von uns nimmt anschließend seinen Becher wieder mit und bringt diesen in der Mensa zurück?

Chiara Mazziotta und Enrico Kotalla für den RCDS Bonn